

Über Eugene Gendlins »Ein Prozess-Modell«

■ VON TONY HOFMANN

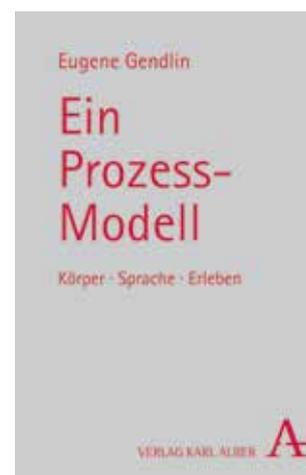
Gendlins Prozessmodell ist anders. Anders, als alles, was Sie erwarten würden. Es scheint vermessen, solch eine gewagte Behauptung einfach so in den Raum zu stellen. Denn ich kenne Sie, liebe Leserin, lieber Leser, ja gar nicht, und ich weiß auch nicht, was es ist, was Sie erwarten. Dennoch denke ich, dass es möglich ist, eine solche Aussage über Gendlins Hauptwerk zu treffen. Denn das »immer-etwas-anders-als-erwartet« liegt im Wesen des Modells selbst begründet. Auf den folgenden Seiten möchte ich genauer erläutern, was ich damit meine.

Das Prozessmodell ist seinem Wesen nach so konstruiert, dass es den Leser aufrüttelt, durchdringt und verstört. Aber es erhellt und es weitet auch. Es untergräbt systematisch alle Gepflogenheiten dessen, wie wir Körper, Sprache und Erleben denken, indem es das Zusammenspiel dieser drei in einem einzigen Modell zusammen formuliert. Dies allein ist noch nichts Besonderes – das Zusammenspiel von Körper, Sprache und Erleben beschreibt bereits die Psychologie. Das Prozessmodell jedoch ist eine Art, Körper, Sprache und Erleben so zu denken, dass es nicht nur Körper, Sprache und Erleben irgendeines beliebigen Menschen sind, die gemeint sind. Sondern es berührt zugleich denjenigen Menschen, der das Prozessmodell gerade liest, in seinem ureigenen, innersten Kern. Gemeint sind also auch der Körper der Leserin, die das Buch in der Hand hält und mit den Fingern die Seiten umblättert. Gemeint ist auch die Sprache, die sich in ihrem Bewusstsein formt, indem sie einen gelesenen Satz reflektiert. Und gemeint ist auch das Erleben, das sich einstellt, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf ihren Körper oder auf die gelesene Sprache richtet und dabei (sagen wir ...) ein leichtes Behagen oder Unbehagen verspürt. Im Vorhandensein einer solchen Erste-Person-

Perspektive unterscheidet sich Gendlins philosophisches Modell von jeglichem psychologischen Modell. Es ist so formuliert, dass es nicht wegabstrahiert vom Autor, der das Modell kreiert hat, oder vom Rezipienten, der es durcharbeitet. Psychologie ist eine typische Dritte-Person-Wissenschaft. Sie beschreibt Körper, Erleben und Sprache gewissermaßen »von außen« (wie bei einer neutralen Beobachtung) und zugleich »verallgemeinernd« (so dass die entsprechenden Modelle für alle Menschen oder zumindest für viele Menschen gleichermaßen gültig sind). Prozessphilosophie hingegen ermöglicht den spielerischen Wechsel zwischen einer beobachtenden Dritte-Person-Perspektive und der ureigenen, der Erste-Person-Perspektive des Lesers, die jederzeit mit Eigenem Bezug nimmt zu dem, was an Gelesenem rezipiert wird.

Das Prozessdenken überwindet die Kluft, die klassisch wissenschaftliche Vorgehensweisen erzeugen, zwischen *einem* konkreten, lebendigen Menschen und einem Denkmodell über *den* Menschen als solches. Es überwindet diese Kluft, indem es die Leserinnen und Leser gerade an demjenigen Punkt abholt, wo sie sich selbst fragen müssen, was sie unter einem Begriff verstehen *wollen*. Das Modell ist nicht verstehbar ohne die Auseinandersetzung mit dem individuell Eigensten. Eine solche Auseinandersetzung wird beim Lesen regelrecht *erzwungen*. Dabei ist das Modell nicht beliebig oder *vage* – es ist von bestechender Präzision und von einer Klarheit, die sich Seite um Seite in immer feinere Verästelungen hinein ausdifferenziert, ähnlich einer Fuge von Johann Sebastian Bach.

Wie ist so etwas Paradoxes möglich? Wie können begriffliche Präzision und »subjektive« Deutung Hand in Hand gehen? Der »Trick« besteht gewissermaßen darin,



Eugene Gendlin, Ein Prozess-Modell, Karl-Alber-Verlag, Freiburg i. Br., 2015

immer in Bewegung zu bleiben. Ausgangspunkt des Prozessdenkens ist, wie der Name schon sagt, die Vorstellung einer Prozesshaftigkeit von allem, was da so »lebt und webt«. Wir sind es gewohnt, das, was wir aussagen, bei statischen Einheiten zu beginnen. Wenn wir etwa eine Strandszene beobachten, so sagen wir den Satz: »Dort ist ein Junge, der rennt.« Wir setzen die Einheiten sprachlich zusammen und beschreiben damit Veränderung aus der Statik heraus. Prozessdenken dreht diese Reihenfolge gerade um. Es ist dann nicht die Einheit »Junge«, die durch die Prozessbezeichnung »rennt« näher bestimmt wird. Sondern es ist das prozesshafte Rennen als solches, das ontologisch vorgängig gedacht wird. Man könnte das so formulieren: »Da ist Rennendes, das sich als Junge herausstellt.« Das Rennende ist mehr, als der Junge. Gemeint ist ein prozesshaftes Verwobensein des Jungen mit dem Sand, über den er rennt, mit der Luft, die er dabei einatmet und mit der Gischt, die ihm dabei ins Gesicht spritzt. (Wann sind Sie das letzte Mal über einen Strand gerannt? Vielleicht erinnern Sie sich noch: All dies ist im Prozess des Rennens ein Ganzes, kommt aus einem einzigen Guss!) Nur dem Beobachter, der eine Dritte-Person-Perspektive einnimmt, kommen die vier Einheiten (Sand, Luft, Gischt und Junge) als etwas Getrenntes vor. Die Trennung wird im Nachhinein vorgenommen. Jegliche sprachliche Beschreibung setzt spät an.

Beschreibende Sätze werden bei uns üblicherweise so konstruiert, als wären die Einheiten das, was zuerst da ist. Prozessphilosophie hingegen beginnt beim In-und-Miteinander eines Lebewesens und seiner Umwelt, so, wie auch Sie sie erfahren würden, wenn Sie jetzt gerade über diesen Strand rennen würden. Gendlin verwendet deshalb oftmals eine Schreibweise, die mit Bindestrichen darauf hinweist, dass es nicht Einheiten sind, die wir betrachten, und auch nicht holistische Ganzheiten, welche nicht sinnvoll binnendifferenzierbar wären, sondern Körper-Umwelt-Prozesse, oder auch (umgekehrt ausgedrückt) Umwelt-Körper-Prozesse, die sich beständig als ein »Miteinander« von Einheit und Ganzheit verändern.

Ausgehend von Prozessen als sich ständig verändernden Verwobenheiten von Körper-und-Umwelt macht es Gendlin über fünfhundert Seiten hinweg möglich, Welt und Sein, Mensch und Natur, Kosmos und Psyche, Kultur und Gesellschaft, Kunst und

Symbolik, schlicht – das Leben, das Universum und den ganzen Rest – so zu versprachlichen, dass es in beständiger, lebendiger Veränderung begriffen sein kann. Gendlin setzt hierfür sehr basal, fast schon unspektakulär an, indem er uns verschiedene Arten von Umwelt vor Augen führt. Die aus Einheiten bestehende Umwelt, die ein Beobachter z.B. um den Jungen herum ausmacht (Sand, Möwen, Wasser usw.), ist nur eine davon. Von hier aus öffnet er sein Denken im Laufe der sich entfaltenden Kapitel. Das Prozessmodell ist dabei selbst ein Prozess, der sich aus sich selbst heraus entfaltet.

Folgende Schritte sind dabei zunächst maßgeblich (Kapitel eins bis fünf, »Basismodell«):

1. Prozess, ist bei Gendlin ein Mit- und Ineinander von Implizieren und Geschehen. Das meint: Prozesse implizieren ihre eigene Fortsetzung. Das Implizieren ist dabei nichts Determiniertes, das im Sinne einer kausalen Beeinflussung vorgibt, was zu geschehen hat. Es ist eher im Sinne eines Potenzials zu verstehen, das einen Möglichkeitsraum dafür erzeugt, wie ein Prozess sich fortsetzen *könnte*. Geschieht dann eine solche Fortsetzung, so wirkt sich dies unmittelbar auf das Implizieren aus. »Auswirken« meint hier jedoch ebenfalls keine kausale Rückbeeinflussung, sondern *indem* etwas geschieht, ist auch das, was von nun an impliziert ist, etwas anderes. Implizieren ist also gleichsam Geschehen, und Geschehen ist gleichsam Implizieren. Lediglich, um sie begrifflich zu fassen zu kriegen, zieht Gendlin beide Prozessaspekte auseinander. Damit ist der entscheidende Schritt getan (das »Ganze« wurde begrifflich in »Teile« zerbrochen), und es wird möglich, von hier ausgehend, der Spur zu folgen, die der Prozess des Modells selbst (voran-) impliziert.

2. Der nächste gedankliche Schritt besteht in der Idee, dass Prozesse von Zeit zu Zeit gestoppt sein können. Es kann vorkommen, dass etwas vom Prozess Impliziertes eben gerade *nicht* geschieht. Auf solch merkwürdig »inverse« Weise erklärt Gendlin Objekte: Ein Objekt ist das, was fehlt, damit sich ein Prozess (wieder) fortsetzen kann. Erst durch die Möglichkeit des Fehlens wird es einem Organismus möglich, einen »Teil« aus der ganzheitlichen Umwelt-Körper-Verwobenheit herauszulösen und als etwas Separates zu bestimmen. Nur, weil es ab und an keine Fliegen am Teich gibt, ist der Frosch in der Lage, sie als einzeln

Prozessphilosophie
beginnt beim In-
und-Miteinander
eines Lebewesens
und seiner Umwelt.

wahrnehmbare Einheiten vom restlichen »Frosch-Teich-Gesamt-Prozessfeld« zu unterscheiden.

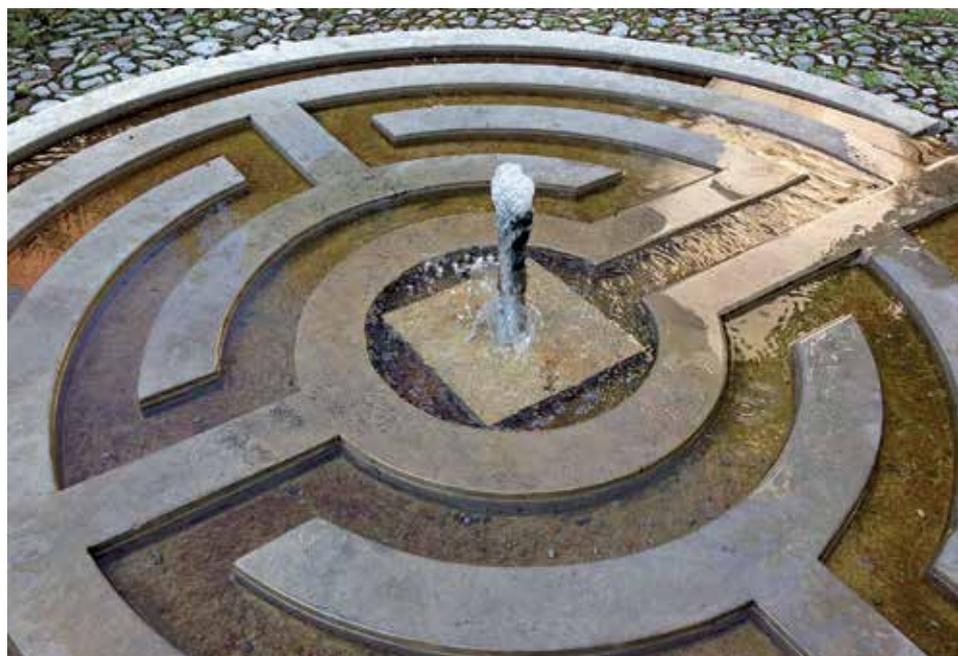
3. Ein dritter Schritt, der sich aus dem Bisherigen ergibt, ist nun eine Möglichkeit dafür, wie sich Kreativität aus dem gestoppten Prozess heraus erklären lässt: Ein Stopp impliziert etwas Neues. Er impliziert, dass der Prozess seinen Charakter, sein Wesen verändert – er verwandelt sich vom zyklisch ablaufenden Implizieren-Geschehen in eine offene, tastende Suchbewegung. Eine Fliege beispielsweise, die gegen ein Fensterglas knallt, beginnt daraufhin behutsam, die Fläche abzufliegen, um einen Durchgang zu finden. Diese Suchbewegung ist selbst schon neu – es gab sie nicht, solange es noch keinen Stopp gab (Fenstergläser gibt es auf dieser Welt erst seit einigen Jahrhunderten). Kreativität kann außerdem meinen, dass etwas nicht-Impliziertes in einen Prozess hinein-geschehen kann. Sitzt zum ersten Male im Leben der Fliege ein Frosch unter dem offenen Fenster und schnappt nach ihr, so wird die Fliege auch in diesem Beispiel eine neue Bewegung ausführen, selbst wenn kein Glas vorhanden ist, gegen das sie stößt. Beide Varianten erzeugen also etwas Neues, das aus dem bisherigen Prozessgeschehen nicht vorhersehbar war, aber aus dem gesamten implizierten Miteinander des Körper-Umwelt-Systems heraus entspringt. Neues, das erst im Nachhinein als folgerichtig erscheint. Dieses Neue läuft dann jenseits der gewohnten Bahnen, es transzendiert sie, es schafft sich gewissermaßen selbst seine eigenen, passenderen, aber bisher noch unerprobten Bahnen.

Auf Basis dieser drei Grundschritte (1. Was impliziert ist, kann geschehen. / 2. Wenn Geschehen nicht möglich ist, liegt ein Stopp vor. / 3. Wenn ein Stopp vorliegt, wird Kreativität möglich.) wird es im zweiten Teil von Gendlins Werk nun möglich, zu zeigen, wie Verhalten, symbolisches Handeln und symboltranszendierendes, schöpferisches Handeln auf Basis der Beschreibung von Prozessen denkbar werden. Hierfür entwickelt Gendlin die Vorstellung von drei »Räumen«, die sich nach dem beschriebenen Muster (1, 2 und 3) aus jeweils gestoppten Prozessen heraus entfalten.

Der erste dieser drei »Räume« ist ein *Verhaltensraum*, den Organismen (evolutionär) ausbilden, wenn sich die üblichen Prozesszyklen nicht fortsetzen können (Kapitel sechs). Gewissermaßen aus dem Prozess

selbst heraus wird nun beschreibbar, wie Organismen »von innen her« Möglichkeiten entfalten, sich beispielsweise aktiv zur Nahrung, zum Wasser oder zum Licht hin zu bewegen. Gendlin liefert hier eine Alternative zur (bzw. eine Erweiterung der) klassischen Evolutionstheorie, die Derartiges lediglich aus der Kombination von Zufall und Selektion erklärt. Prozessphilosophisch gedacht sind die neuen Bewegungsmuster, die ein Organismus entwickelt, gerade nicht zufällig, sondern präzise, intentional und bestimmt. Dies jedoch, ohne dabei auf die Vorstellung eines »intelligenten Planers« zurückgreifen zu müssen, der die Bestimmtheit im Vorfeld explizit festlegt. Die Art von Kreativität, die im Prozessdenken bis zu diesem Punkt beschrieben wird, kommt noch völlig ohne Bewusstheit oder Intelligenz aus. Sie ereignet sich nach dem Muster von Implizieren-und-Geschehen, Stopp und Kreativität (1, 2 und 3) ganz aus sich selbst heraus. Der Organismus nutzt sein eigenes körperliches »Gespür« für sich-selbst-in-seiner-Umwelt, um den Stopp zu überwinden.

Intelligenz spielt erst im zweiten Raum eine Rolle, der sich da ausbildet, wo ein Organismus im Verhaltensraum an seine Grenzen kommt (Kapitel sieben). Auch hier liegt also ein Stopp vor, und aus dem oben beschriebenen Muster (1, 2 und 3 – jetzt jedoch eine Komplexitätsebene höher, als im letzten Absatz) ergibt sich der *symbolische Raum*, in dem Sprache und Symbolik neue Möglichkeiten dafür eröffnen, diese neuerlichen



(Verhaltens-) Grenzen zu überwinden. Sie tun dies, indem sie Verhaltenskontexte heranholen und diese mit Hilfe eines Symbols »vorantragen«: Wenn wir die Hand heben, um mit dieser bedeutungsvollen Geste eine Wagenladung Getreide zu kaufen, so ist dies nicht (nur mehr) ein Verhalten im Verhaltensraum, sondern (auch schon) symbolisches Handeln. Gesten, Worte oder Zeichen bezeichnen Verhaltenskontexte auf diese Weise und machen sie verfügbar, ohne dass diese körperlich und räumlich anwesend sein müssten. Es besteht also ein Freiheitsgrad mehr – wir können jetzt handeln, statt uns lediglich (körperlich-räumlich) zu verhalten.

Auch im symbolischen Raum können freilich Stopps geschehen – auch Handeln kommt früher oder später an seine Grenzen. Und auch hier wiederum beschreibt Gendlin die Art, wie neue Sprache, neue Symbolik erschaffen wird (1, 2 und 3 – nun eine weitere Komplexitätsebene höher). Er veranschaulicht dies sehr plastisch am Anfang des achten Kapitels am Beispiel einer Tänzerin, die immer wieder für lange Zeit innehält, um auf ihr eigenes Gespür für die symbolischen Kontexte zu »lauschen«, in denen sie bisher »gefangen« war. Sie fühlt in sich selbst, in diesem Gespür, all die symbolischen Bedeutungen, die ihre Bewegungen ausdrücken könnten, spürt dabei auch deren Grenzen. Und jenes besondere Gespür-für-alles-und-dessen-Grenzen (im Focusing meist *Felt Sense* genannt) macht es ihr möglich, schöpferisch tätig zu werden und alle relevanten Symbolkontexte im Ganzen zu transzendieren. Gendlin bezeichnet diese Art von schöpferischer Handlung als ein Handeln in einen großen, offenen Raum hinein. Es bildet sich in diesem Raum ein Fühlen aus, das die Fortentwicklung aller Symbolkontexte zugleich mit sich bringt. Es kann sich, da es gewissermaßen autonom ist, auf eigenen Füßen fortbewegen und muss nicht in den alten Bedeutungen der Einzelkontexte hängen bleiben: »Während das ›Fühlen‹ (feel) sich bildet, versteht es sich sozusagen selber. Es bringt sein eigenes ›ja, ja, genau ...‹ mit sich« (Gendlin, 2015, 399). Es ermöglicht damit einen weiteren, einen dritten Freiheitsgrad, der über das Symbolische hinausgeht.

Hier nun schließt sich der Kreis. Am Anfang habe ich behauptet, dass das Prozessmodell immer etwas anders ist, als das, was man als

Leserin oder Leser erwarten würde. Wie ist solch eine Behauptung möglich? Die Antwort lautet: Möglich wird sie dadurch, dass Gendlin das Modell selbst gewissermaßen »live nachvollziehbar« *erschafft*, unter Zuhilfenahme seines eigenen Gespürs für alle bisherigen philosophischen, historisch gewachsenen Symbolkontexte, die in diesem Zusammenhang relevant sind. Er bezieht Leserinnen und Leser gewissermaßen mit ein, während er diese Kontexte voranträgt, macht sich mit ihnen als lesende Gegenüber gemeinsam auf den Weg dorthin, wo er das, was er als Autor die ganze Zeit über selbst tut, auch explizit in seinem Werk beschreibbar macht: *Methode und Inhalt sind im Prozessmodell eines*. Der oben genannte »Trick«, immer in Bewegung zu bleiben, gilt also sowohl für Autor und Rezipienten, als auch für das Modell selbst gleichermaßen. Man kann das Modell nicht lesen, ohne in Bewegung zu sein oder in Bewegung zu kommen. Es forciert neue Schritte, es »verflüssigt« gewissermaßen das Denken der Leserinnen und Leser und bringt dort neue, »kantige« Gedanken hervor. Dies ist so, *weil das Modell selbst Veränderung ist*, Veränderung beschreibt und zu Veränderung führt. Prozessphilosophie ist niemals abgeschlossen: »Stattdessen gehen wir vorwärts, hinein in ein kontinuierliches Philosophieren« (ebd., 505).

Das Prozessmodell ist in seiner deutschen Übersetzung für deutschsprachige Leserinnen und Leser etwas verständlicher als das englische Original. Die Übersetzerinnen haben es vermocht, es nicht lediglich in eine andere Sprache zu übertragen, sondern es von Grund auf neu entstehen zu lassen. Diese Neukonstruktion bezieht implizit unsere kulturspezifischen Eigenarten mit ein, ohne dass wir uns derer bewusst werden müssten. So wurde ein »Mehr« geschaffen, das aus dem englischen Text auch für deutschsprachige Rezipienten verstehbare Kommunikation macht: Das Modell ist nicht nur in sich stimmig, sondern es beginnt auch, zum Gegenüber zu reden und sich zu öffnen. Zumindest mir selbst geht es so. Ich empfinde es als ein Geschenk, dass dieses Buch geschrieben wurde. Ich habe kürzlich die ersten Sätze des ersten Kapitels auf Deutsch gelesen, und es hat sich ein helles, freudiges Erleben eingestellt. Fast so, als würde man sich freuen, wenn ein Kind geboren wird: Es ist ein Glück, dass es dieses Buch gibt!



TONY HOFMANN

Diplom-Psychologe, Dozent an der Universität Würzburg, Coach für berufliche Profilbildung, Psychotherapeut (HP) 97199 Goßmannsdorf bei Würzburg
www.tonyhofmann.com